
Benjamin Kunkel

Utopie oder Untergang

Ein Wegweiser für

die gegenwärtige Krise

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2687

Mit dem Roman *Unentschlossen* machte sich Benjamin Kunkel auch in Deutschland einen Namen. Parallel zu seinem erzählerischen Werk verfasst Kunkel Essays für Magazine wie *n+1*, *The Jacobin* und *The London Review of Books*. Dieser Band versammelt seine wichtigsten Aufsätze über Autoren wie Fredric Jameson, David Graeber und Slavoj Žižek. Daraus ergibt sich nicht nur ein Panorama linken Denkens: Indem Kunkel das Gelesene mit eigenen Erfahrungen verknüpft, reflektiert er zugleich darüber, was es heißt, in neoliberalen Zeiten erwachsen geworden zu sein. Seine Jugend, so Kunkel, habe er größtenteils während des Endes der Geschichte verbracht – das nun selbst an sein Ende zu kommen scheint.

Benjamin Kunkel, geboren 1972, studierte in Harvard und an der Columbia University. Er gehört zu den Gründungsherausgebern von *n+1*. In der edition suhrkamp gab er zuletzt die Anthologie *Ein Schritt weiter* mit heraus.

Benjamin Kunkel

Utopie oder Untergang

Ein Wegweiser für die gegenwärtige Krise

Aus dem Englischen von Richard Barth

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2013 unter dem Titel *Utopia or Bust. A Guide to the Present Crisis* bei Verso (London). Der Aufsatz über Thomas Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert* ist in der Originalausgabe nicht enthalten, da er erst später erschien. Er wurde hier in Absprache mit dem Autor zusätzlich aufgenommen (die Übersetzung der Stellen aus Pikettys im französischen Original 2013 erschienen Buch folgt dabei der amerikanischen Ausgabe, da die deutsche Übersetzung zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Bandes noch nicht vorlag).

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

edition suhrkamp 2687

Erste Auflage 2014

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© Benjamin Kunkel 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12687-5

Inhalt

Einleitung	7
1. David Harvey: Krisentheorie	30
2. Fredric Jameson: Die kulturelle Logik des Neoliberalismus	59
3. Robert Brenner: Vollbeschäftigung und der lange Abschwung	86
4. David Graeber: Mitten im Leben sind wir von Schulden umfungen	116
5. Slavoj Žižek: Die unerträgliche Leichtigkeit des »Kommunismus«	148
6. Thomas Piketty: Arme Schlucker und steinreiche Bonzen	159
7. Boris Groys: Die Ästhetik der Utopie	192
Wegweiser fürs Weiterlesen	219
Anmerkungen	229
Textnachweise	246

Einleitung

Zur Enttäuschung jener Freunde, die lieber meinen nächsten Roman gelesen hätten – und meiner Agentin, die ihn lieber *verkauft* hätte –, bin ich offenbar ein marxistischer Intellektueller geworden. Und zu allem Übel beschränkte sich meine Leserschaft bislang auf die der Zeitschriften *London Review of Books* und *n+1*, wo mit einer Ausnahme alle in diesem Buch versammelten Essays erstmals erschienen sind; entsprechend bescheiden nahm sich meine selbst gewählte Rolle aus. Die Essays sind kein originärer Beitrag zum marxistischen (oder vielleicht treffender: von Marx inspirierten) Denken. Sie stellen lediglich mit einigen kritischen Anmerkungen gespickte Einführungen in das Denken einer guten Handvoll zeitgenössischer linker Intellektueller dar: dreier Marxisten – eines Geografen, eines Historikers und eines Kulturkritikers –, eines neoklassisch ausgebildeten Ökonomen, der marxistische Fragen aufwirft, eines Anthropologen mit anarchistischen Überzeugungen und zweier Philosophen, die man als Neokommunisten charakterisieren könnte. Diese Denker sind im Übrigen nur eine Auswahl aus den zeitgenössischen Persönlichkeiten, die mich besonders ansprechen und interessieren, und selbst wenn meine Erörterungen ihrer Arbeit einen Beitrag zur Erhellung der wirtschaftlichen und kulturellen Kennzeichen der aktuellen Krise des Kapitalismus leisten mögen, so kann diese Leistung über die offensichtlicheren Schwächen des Buches zweifellos nicht hinwegtäuschen. Die ökologische und politische Dimension der Krise, die sich 2008 urplötzlich in unser Gesichtsfeld drängte, wird in meinen Essays nur gestreift; ganz unter den Tisch fällt, wie ungleich sich diese Krise auf die verschiedenen Länder, Geschlechter, Generationen und Menschen unterschiedlicher Hautfarbe auswirkt.

Und doch ist der Zweck dieses bescheidenen, um Aufklärung bemühten Buches ein ganz und gar unbescheidener. Es möchte Hilfestellung bei der intellektuellen Orientierung geben und damit einen Beitrag dazu leisten, den einzig auf soziale Polarisierung, Aushöhlung der Demokratie und ökologische Zerstörung abzielenden Kapitalismus durch eine neue, bessere Ordnung abzulösen. Eine solche Ordnung wäre auf unser kollektives Überleben und Wohlergehen ausgerichtet und vom staatlichen Besitz wichtiger Wirtschafts- und Finanzinstitutionen, von nicht nur formeller, sondern echter Demokratie und von sozialer Gerechtigkeit geprägt – was, zusammengenommen, eine kulturelle Erneuerung in Aussicht stellen würde, im engeren, ästhetischen, wie im weiteren, anthropologischen, Sinn des Begriffs »Kultur«.

Theorien allein und das Schreiben über Theoretiker bringen uns dem Sieg nicht näher. Auch ist es keineswegs erforderlich, dass sich alle, die sich als Linke betrachten oder zusehends mit ihnen sympathisieren, auf eine einzige Sichtweise des »Spätkapitalismus« (im Sinne seiner jüngsten Ausprägung bzw. seines Niedergangs) verständigen, bevor wir etwas unternehmen können, um ihn zu einem »zu spät Gekommenen« zu machen (über den die Geschichte hinweggegangen ist). Lückenhaftes Verständnis ist das Los aller politischen Akteure. Doch seit mindestens einer Generation herrscht nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, sondern auch bei vielen Radikalen Ungewissheit, ob die Linke überhaupt über eine grundlegende Analyse des zeitgenössischen Kapitalismus verfügt – von einem Plan für seine Ablösung ganz zu schweigen. Diese intellektuelle Verwirrung hat unsere Reihen gelichtet und unserer Unorganisiertheit Vorschub geleistet. Im gleichen Zeitraum hat ihre relative ideologische Geschlossenheit unseren neoliberalen Gegnern einen unschätzbaren Vorteil verschafft, wenn es darum ging, für breite Zustimmung zu ihrer Politik

oder andernfalls für Resignation zu sorgen. Eine klarere Vorstellung vom derzeitigen System sollte es uns erleichtern, es infrage zu stellen und eines Tages zu überwinden. Meine Hoffnung ist, dass die in diesem schmalen Buch versammelten Essays über andere, zum Teil umfangreiche und komplexe Bücher zu diesem Projekt beitragen werden. Soziale Ungerechtigkeit und wirtschaftliche Unsicherheit – Begriffe, die dem Elend, das sich hinter ihnen verbirgt, in keiner Weise gerecht werden – ließen die Überwindung des Kapitalismus drängend genug erscheinen, selbst wenn das System auf einem tragfähigen ökologischen Fundament beruhte; das aber ist offensichtlich nicht der Fall.

Die politischen Erfolgsaussichten mögen im Augenblick nicht sonderlich rosig sein. Aber die Konstruktionsfehler des globalen Kapitalismus sind mittlerweile so deutlich zutage getreten – auch wenn ihre Ursachen vielen derzeit noch zu rätselhaft, ihre Auswirkungen zu unausweichlich vorkommen –, dass die Chancen besser zu sein scheinen als noch vor ein paar Jahren. Die Krise hat nicht nur die Sorgen größer werden lassen, sondern auch neue Hoffnungen genährt, besonders eindrucksvoll im Jahr 2011, das den Arabischen Frühling, riesige Mengen empörter Demonstranten auf den zentralen Plätzen europäischer Städte und die Occupy-Wall-Street-Proteste brachte. Zum Zeitpunkt, da ich diese Zeilen schreibe, im Sommer 2013, sind geistesverwandte Bewegungen auf den Straßen der Türkei und Brasiliens entstanden. Als Folge meiner eigenen politischen Begeisterung, einer Mischung aus Sorge und Optimismus, habe ich im Lauf der vergangenen Jahre ebenso viel über den globalen Kapitalismus nachgedacht wie über die fiktionalen Figuren, in deren Gesellschaft ich als Romanautor eigentlich erwartet hatte, den Großteil meiner Zeit zu verbringen. Das ist ein Grund für die Existenz dieses Buches.

»Dann bist du jetzt also ein autodidaktischer politischer Ökonom?«, wurde ich kürzlich von einem Bekannten gefragt. Ich bin alles andere als ein Ökonom, und doch weist die Frage in die richtige Richtung. 2005, mit der Veröffentlichung meines ersten Romans, war ich von heute auf morgen plötzlich ein »erfolgreicher« junger Schriftsteller, inklusive begeisterter Rezensionen, eines kurzen Gastspiels auf den Bestsellerlisten, Übersetzungen in ein Dutzend Sprachen und eines großzügigen Angebots von einem Hollywood-Produzenten. Diese hochwillkommenen Entwicklungen fielen mit der schwersten depressiven Phase meines Erwachsenenlebens zusammen. Was ihr Auslöser war, kann ich nicht sagen, aber ich weiß noch, dass mir damals eine Gedichtzeile von Philip Larkin in den Sinn kam, die das plötzliche Ankommen »am trostlosen Gipfel der Erfüllung« beschreibt.

Warum hätte ich Trostlosigkeit empfinden sollen? Hatte ich mir nicht immer gewünscht, Romane zu schreiben? Jetzt hatte ich die besten Voraussetzungen, genau das weiterhin zu tun. Zum Teil lag es wahrscheinlich daran, dass mit unserer eigenen Erfüllung nicht die unserer Mitmenschen einhergeht, was auch die eigene stark einschränkt. Zum anderen spielte sicherlich eine Rolle, dass selbst die von mir in jüngeren Jahren besonders verehrten sogenannten »systems novelists« das wichtigste System, das ökonomische, eher andeuteten, als dass sie es beschrieben oder erklärt hätten: Ein Charakteristikum ihrer Bücher, das mich im Lauf der Zeit immer ratloser und enttäuschter zurückließ – ohne dass ich gewusst hätte, wie ich es in meinen eigenen anders machen könnte. Für den Augenblick mag es genügen, wenn ich gestehe, dass ich es vorziehen würde, in einer erfüllenderen Gesellschaft oder Zivilisation als einer selbstzerstörerisch kapitalistischen zu leben (in der zufälligerweise Selbstmord mittlerweile eine der häufigsten Todesursachen bei Männern mittleren Alters

aus dem reichsten Land der Welt ist), und dass diese Essays für mich unter anderem eine Möglichkeit waren, das zum Ausdruck zu bringen. Wenn ich sie in der Hoffnung, ein Scherflein zum linken Projekt beizutragen, hier in Buchform veröffentliche, so vermutlich aus dem Wunsch heraus, jenseits der Kunst eine Art künstlerische Befriedigung darin zu finden, eine Sorge zu äußern, die so tief ist, dass man ihren Ursprung nicht benennen kann.

Dass ein Autor mit einem literarischen Hintergrund Essays wie diese schreibt, hat aber auch noch andere Gründe. Erstens: Im gleichen Maße, in dem meine Überzeugung gewachsen ist, dass Laien etwas so Komplexes wie den Kapitalismus verstehen können, ist mein Respekt für die orthodoxe Sichtweise dahingeschmolzen. So etwas wie ein Linker bin ich, seitdem ich erwachsen bin, ich hatte aber nicht immer den Mut, offen für meine Überzeugungen einzustehen. Jahrelang ließ ich mich von der enormen, beiläufigen Autorität einschüchtern, mit der der journalistische Mainstream, professionelle Ökonomen und wohlhabende männliche Verwandte die unübertrefflichen Vorzüge des Kapitalismus priesen – ein individuelles Problem, das mir nicht der Erwähnung wert erschiene, wenn ich nicht den Verdacht hätte, dass ich mit meiner Ängstlichkeit alles andere als allein stand. Die neunziger Jahre waren nicht gerade das ideale Jahrzehnt, um den Sozialisten in sich zu entdecken.

Bereits im ungeschickt gewählten Jahr 1993 – die Sowjetunion war soeben aufgelöst worden, und ob des Sieges des liberalen Kapitalismus wurde allenthalben das Ende der Geschichte ausgerufen – verkündete ich meinen Eltern, als sie mich nach meinem ersten Jahr auf dem College besuchen kamen, ich sei ein Sozialist. Ein *demokratischer* Sozialist, fügte ich hinzu, von dem sie keine Einweisung in ein Umerzie-

hungslager zu befürchten hätten. Die Nachricht wurde mit konsternierter Nachsicht aufgenommen. Meine Mutter wollte schon immer, dass ich glücklich bin (und wenn ich dazu ein Sozialist werden musste: bitte), und mein Vater bat mich lediglich, das Wort »Verdinglichung« zu definieren. Im Übrigen ist er ein aufgeschlossener Mann, der mir vor Kurzem erzählt hat, die kostenlose Ausgabe von Bakunins *Gott und der Staat*, die ich auf unseren gemeinsamen Kindle-Account heruntergeladen habe, gefalle ihm gut. Jedenfalls konnten meine Eltern das Bekenntnis ihres 19-jährigen Sohnes zum Sozialismus nicht mit der Antwort kontern, die in einem Land mit exorbitanten Studienkosten die nächstliegende ist: »Dir ist ja wohl klar, dass es unser sauer verdientes Geld ist, das es dir ermöglicht, hier herumzusitzen und Texte über Verdinglichung zu lesen.« Ich besuchte nämlich das Deep Springs College in Kalifornien, wo Studium, Unterkunft und Verpflegung kostenlos sind – vielleicht eine kleine Lektion, unter welchen Bedingungen intellektuelle Freiheit gedeiht.

Trotzdem machte es mir die von ideologischem Konsens geprägte Atmosphäre in diesem Land jahrelang schwer, ernsthaft an meine Überzeugungen zu glauben. In meinem Bekanntenkreis wurden die Prinzipien des Neoliberalismus von einigen leidenschaftlich vertreten, von allen anderen achselzuckend akzeptiert. Wo es an materiellem Wohlstand mangle, sei das exzessiven staatlichen Eingriffen zuzuschreiben. Die größtmögliche Liberalisierung der Märkte werde die besten sozialen Früchte tragen, nicht nur in Bezug auf den Wohlstand insgesamt, sondern auch hinsichtlich seiner Konzentration in verdienstvollen Händen. Sozialismus jedweder Art öffne politischer Unterdrückung und minderwertigen Produkten Tür und Tor, wohingegen freie Märkte ein Garant für die Stärkung der Demokratie und der Macht der Verbraucher generell seien.

Jedenfalls erkannte ich die neoliberale Lehre, wenn auch grollend und mit Einschränkungen, geradezu reflexhaft an. Dieser Reflex konnte von den heißdiskutierten Köpfen von Politikern im Fernsehen ausgelöst werden, von der Herzlichkeit der Geschäftsleute und Banker, die mir im wirklichen Leben begegneten, oder auch von den nahtlos und unmerklich gezogenen Schlussfolgerungen der Zeitungsjournalisten, sooft ein weiteres Land von einem Wachstumsschub erfasst wurde, nachdem es wirtschaftliche »Reformen« durchgeführt hatte – jenem im neutralen Gewand daherkommenden Werbebegriff für die Deregulierung der Kapital- und Arbeitsmärkte. Ich wappnete mich gegen diese Einflüsse mit Fakten und Gegenargumenten und rief dem einen oder anderen Onkel beim Abendessen eine sarkastische Beleidigung zu. Doch jahrelang habe ich nie unmittelbar über politische oder wirtschaftliche Themen geschrieben oder auch nur mit dem Gedanken gespielt, es zu tun.

Der Hauptgrund dafür war mein Wunsch, Belletristik zu schreiben. Zwar betrachtete ich die kapitalistische Kulturindustrie mit zwanzig (genau wie heute) als Feind dessen, was ich gerne las und zu schreiben hoffte; ausschlaggebend für meine Entscheidung war jedoch der noch stärkere Wunsch, mich in der freien, umfassenden Form des Romans mit dem Leben auseinanderzusetzen. Als ich Deep Springs den Rücken kehrte und an eine »echte« Hochschule wechselte (deren Echtheit von der Höhe der Studiengebühren bezeugt wurde), wählte ich Englisch als Hauptfach. Davon abgesehen, hieß es in Harvard, die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, an deren Spitze damals ein ehemaliger Berater der Regierung Reagan stand, sei schon in den siebziger Jahren von Marxisten gesäubert worden, wohingegen es im Amerika der neunziger Jahre den Anschein hatte, als könnte man jene zumindest in literaturwissenschaftlichen Fakultäten noch antreffen. (Ich

war zu diesem Zeitpunkt bereits ein etwas verwirrter Anhänger von Fredric Jameson, einem Literaturprofessor an der Duke University, mit dem sich der zweite Essay dieses Buches auseinandersetzt). Und außerdem fand ich bei einem Autor wie Thoreau eine indirektere, aber tiefergehende Artikulation des Problems, das ich mit dem Kapitalismus hatte, als in den allwöchentlichen Ausgaben von *The Nation*. Immerhin beschreibt das erste Kapitel von *Walden* – einem Buch, in dem es im Wesentlichen um die Frage geht, wie man das unverhoffte Geschenk des Lebens in vollen Zügen auskostet – unter der Überschrift »Ökonomie« eine Lebensanschauung, die sich in ihrer spirituellen Ausrichtung und materiellen Genügsamkeit sehr deutlich von einer endlosen Abfolge mindestens vierzigstündiger Arbeitswochen unterscheidet, in denen man letzten Endes nur das Kapital anderer mehrt. Jemand wie Don DeLillo, eines meiner großen Vorbilder, vermochte die Ströme der Angst und der Verschwendung freizulegen, die sich unter der auf Hochglanz polierten Oberfläche des kapitalistischen Wohlstands verbergen, und etwas in der Art schwebte mir auch für die Romane vor, die ich gerne schreiben wollte.

Nach dem Examen verfasste ich weiter Belletristik und zunehmend auch Buchrezensionen, meist für linke Zeitschriften wie *In These Times* und *Dissent*. Meine Hauptbeschäftigung war zugegebenermaßen die Jagd nach Liebe und künstlerischem Ruhm (wobei ich weder auf dem einen noch auf dem anderen Gebiet anhaltende Erfolge erzielte), aber ich nahm mir die Zeit, meinen Freunden und Freundinnen Vorträge über Institutionen wie die Federal Reserve oder den IWF zu halten und mich, seltener, großen Demonstrationen gegen neoliberale Wirtschaftsgipfel oder imperiale Kriege anzuschließen. Was mich dabei auch motiviert haben mag – Hoffnung war es jedenfalls nicht. Ich glaubte an ein besseres Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, aber dieser Glaube

war nicht sonderlich fest, und meine Sehnsucht nach seiner Realisierung war von Verzweiflung kaum zu unterscheiden.

In einer Erinnerung aus dem Jahr 1998 sitze ich an einem Sonntagabend im Spätfrühling mit einem Freund in einem Mietwagen und fahre durch eine Nebenstraße im Süden von Manhattan. Über uns in der verebbenden Dämmerung steht eine Phalanx aus Bürotürmen großer Konzerne. Mein Freund Jon Cook und ich kommen gerade von der »Socialist Scholars Conference«, jenem jährlichen Konklave, das später in »Left Forum« umbenannt wurde, und sprechen – wie nicht anders zu erwarten – über den globalen Kapitalismus. Die Stimmung, von der späten Stunde in Blautöne getaucht, ist in meiner Erinnerung von dezenter, aber unverkennbarer Hoffnungslosigkeit geprägt. Einer von uns hat den Finanzbezirk um uns herum, einschließlich der Zwillingstürme des World Trade Center, gerade den »Bauch des Ungeheuers« genannt, und von unserem Standort in diesem Bauch aus gibt es offenbar nichts, was wir tun könnten, um diesem Ungeheuer auch nur einen Anflug von Verdauungsbeschwerden zu bereiten.

Auf jener Konferenz hatte ich auch den Anarchisten und Anthropologen David Graeber kennengelernt (dessen Buch *Schulden: Die ersten 5000 Jahre* Gegenstand eines weiteren Essays in diesem Buch ist). Graeber beeindruckte mich damals und bei der Handvoll späterer Anlässe, bei denen wir miteinander ins Gespräch kamen, als brillanter Kopf und faszinierender Redner, aber ganz sicher nicht als ein Mann, der Chancen hatte, jemals von einem großen Wirtschaftsmagazin porträtiert zu werden – so wie Graeber 2011, als die *Bloomberg Business Week* seine Mitwirkung am kometenhaften Aufstieg einer sozialen Bewegung namens »Occupy Wall Street« beschrieb. In den gesamten neunziger Jahren und bis weit ins erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends hinein schien der

Strom der Ereignisse in die entgegengesetzte Richtung dessen zu laufen, was ich noch nicht einmal meine Hoffnung nennen konnte, verschrieben sich doch die Mitte-links-Parteien reicher Länder, die Wählerschaft im ehemaligen Ostblock und das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas allesamt dem Kapitalismus.

Das war das ideologische Klima, in dem der Erzähler meines Romans *Unentschlossen* in seiner Rede anlässlich eines Klassentreffens nicht mehr ganz nüchtern erklärte, er sei ein demokratischer Sozialist. So lächerlich diese Geste war, so notwendig erschien sie mir für Dwight Wilmerding. Ich glaube, ich wollte ihm mit dieser Dummheit oder Naivität einen relativ unverbrauchten Blick auf die Welt ermöglichen – bei der es sich nur um die Welt der neoliberalen Globalisierung handeln konnte –, aber damit implizierte das Buch unweigerlich, dass mein (Anti-)Held eine politische Haltung angenommen hatte, die in der Bush-Ära unter privilegierten Amerikanern fast ausschließlich den Unreifen, Törichten und/oder Bekifften (sowie Akademikern wie Dwights Schwester Alice) vorbehalten war. Belletristik ist ein Genre mit hoher Ambiguitätstoleranz, und teilweise ist mein Roman wohl dem Zweifel entsprungen, ob wir amerikanischen Linken da nicht doch ein sinnloses Projekt vorantrieben und ob unser Engagement durch die Klassenzugehörigkeit der meisten von uns nicht von vornherein kompromittiert wurde.

Selbst wenn jegliche Hoffnung auf eine Erlösung auf politischem Wege wie ein Witz erschien: Zumindest blieb mein Interesse am Kapitalismus lebendig, und Anfang 2008 gründete ich zusammen mit dem Romanautor Chad Harbach die »Rot-grüne Lesegruppe«. Die zweiköpfige RGLG verschrieb sich der wirtschaftlichen und ökologischen Analyse des Kapitalismus und diskutierte ihre Erkenntnisse alle zwei Wochen bei einem Bier. Das erste dicke Buch, das wir in Angriff

nahmen, war *The Limits to Capital*,¹ verfasst von dem marxistischen Geografen David Harvey (eines seiner neueren Bücher war der Anlass für einen weiteren hier enthaltenen Essay). Wir hatten die dicht mit Argumenten gefüllten Seiten, auf denen Harvey ein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Immobilienmärkte im Rahmen kapitalistischer Krisen richtet, ungefähr zur Hälfte geschafft, als die Investmentbank Bear Stearns unter der Last ihrer fehlgeleiteten Investitionen in hypothekenbesicherte Anleihen zusammenbrach. Wenn ich behaupten würde, die nackte Panik, die sechs Monate später auf den Finanzmärkten ausbrach, hätte Chad und mich nicht überrascht, würde ich lügen. Aber wir waren jedenfalls weniger erstaunt als beispielsweise der ehemalige Vorsitzende der Federal Reserve, Alan Greenspan, der sich in einer Anhörung des Kongresses »schockiert« darüber zeigte, »einen Fehler in dem Modell festgestellt« zu haben, »das ich für den grundlegenden Mechanismus hielt, nach dem die Welt funktioniert«. In den fünf Jahren seit 2008 ist immer deutlicher geworden, wie ratlos auch viele andere Wirtschaftswissenschaftler einer Krise gegenüberstehen, die eine Reihe marxistischer Nicht-Ökonomen erfolgreicher vorhergesehen haben als (mit wenigen Ausnahmen) sämtliche hoch angesehenen Vertreter des Fachs.

Nicht allzu lang vor Greenspans Aussage vor dem Kongress hatte ich New York den Rücken gekehrt und war nach Buenos Aires gezogen, wo ich am Ende vier Jahre blieb. Mein Exil hatte keine politischen Gründe. Ich hatte mich einfach bei meinem ersten Aufenthalt einige Jahre zuvor in die Stadt verliebt, vielleicht aufgrund einer besonderen Schwäche für die Mischung aus Schönheit und Verwahrlosung, Romantik und Zynismus, Abgelegenheit und Weltläufigkeit, die schon viele Besucher zu beschreiben versucht haben. Das Leben in New York hatte mein Zeit- und Geldbudget ohnehin über

Gebühr in Anspruch genommen; in Argentinien dagegen konnte ich anfangs kaum eine Menschenseele, die mich vom Schreibtisch hätte weglocken können, und die Preise waren noch niedrig genug, dass ich von den Tantiemen für meinen Roman sehr viel günstiger leben konnte als in New York. Dadurch war ich von dem Druck befreit, möglichst schnell einen weiteren »erfolgreichen« Roman zu Papier bringen zu müssen, und konnte stattdessen schreiben, was ich wollte. Das Ergebnis war ein allegorischer Einakter über die Erderwärmung, der 2011 auf einer kleinen Bühne in Buenos Aires aufgeführt wurde und meiner Meinung nach das Beste ist, was ich bisher geschrieben habe, den in den USA bislang aber niemand inszenieren wollte; ein dicker, halb fertiger Roman, den ich zugunsten eines autodidaktischen politischen Traktats vorübergehend beiseitegelegt habe, einige Gedichte, die besser in der Schublade bleiben sollten, sowie etliche Essays für *n+1* und die *London Review of Books*.

In Buenos Aires wohnte ich in einer riesigen, zugigen Wohnung mit herrlich hohen Decken, die ich mir ein Jahr lang mit der Schriftstellerin und Kritikerin Emily Cooke und zuerst zwei, später drei Katzen teilte. (Die dritte adoptierten wir als ein kleines, schwarzes Fellbündel voller Flöhe, das während eines dieser für Buenos Aires typischen Wolkenbrüche, bei denen der Himmel alle Schleusen zu öffnen scheint, die Naturgewalten anmiaute.) Dann zog Emily nach New York zurück, und ich musste feststellen, dass man sich dem Verdacht aussetzt, verrückt zu sein, wenn man als Mann mutterseelenallein mit drei Katzen zwischen Stapeln wirtschaftswissenschaftlicher Traktate und Haufen ausgedruckter Artikel in einem unglaublich abgelegenen Land haust – wobei meine einheimischen Freunde meine scheinbare Verrücktheit nicht anfocht, war diese ihrer Aussage nach für das Leben in ihrer Stadt doch unabdingbare Voraussetzung.

Eine andere Folge meiner Zeit in Buenos Aires war eine ganz neue Perspektive auf den dort bereits gescheiterten Neoliberalismus. Dies ist nicht der Ort, die jüngere argentinische Geschichte zu rekapitulieren (wie ich es anlässlich der Zweihundertjahrfeier der argentinischen Unabhängigkeit in einem 2011 in *n+1* erschienenen Artikel »Argentinidad« getan habe²). Kurz gesagt, führte Argentinien in den neunziger Jahren neoliberale Reformen nach dem Lehrbuch durch, die zunächst schleichend, dann jedoch, im Sommer der südlichen Hemisphäre von 2001/02, als Argentinien den vielleicht schlimmsten Zusammenbruch einer größeren Volkswirtschaft seit der Weltwirtschaftskrise erlebte, auf ganzer Linie fehlschlügen. Was Argentinien seither von anderen G-20-Staaten unterscheidet, ist die antineoliberale Rhetorik und, in geringerem Maße, Politik der argentinischen Regierung, Wachstumsraten, die jahrelang die höchsten in Lateinamerika waren, sowie die Entstehung einer radikalen Protestkultur lange vor Occupy oder den Indignados. Dass ich gerade in jenen Jahren in Buenos Aires gelebt habe, scheint meinen Sinn für das historisch Mögliche geschärft zu haben – und das spiegelt sich vermutlich auch in den hier abgedruckten Essays wider.

Der älteste davon entstand an einigen heißen Sommertagen im Dezember 2009. Ich fragte mich damals selbst, was ich mir eigentlich dabei dachte, einen langen Essay mit dem Titel »Vollbeschäftigung« zu schreiben. Aber in den englischsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, die ich im Internet las, berichtete ein Artikel nach dem anderen über die alarmierend hohen Arbeitslosenzahlen in den USA und anderswo, ohne diese in den aus meiner Sicht offensichtlichen historischen Kontext einzuordnen, nämlich dass die reichen Länder an der Aufgabe, für Vollbeschäftigung zu sorgen, schon seit den siebziger Jahren chronisch scheitern. »Vollbeschäftigung« habe ich mit anderen Worten geschrieben, weil sich von beru-